

Festspiele durch die Sonnenbrillt

Am Rande von Rathens neuem Winnetou

Wir haben es ja schon kurz verraten: dieser Rathen-Sommer ist ein Indianersommer, wieder ein Indianersommer, muß es natürlich heißen, denn die Felsenbühne im Wehlgrund ist Grund genug, die schöne Tradition des indianischen Spiels auch in diesem Jahre nicht abreißen zu lassen. Ja, man kann sogar feststellen, daß auf ihr heuer, d. h. im kleineren kriegsbedingten Rahmen, mit noch mehr Energie, Behauptungswillen und Spielleidenschaft gearbeitet wird. Ein neues Stück ist da: Ludwig Körners „Winnetou“ in der Bearbeitung für die Felsenbühne von Adolf Steinmann. Zum Teil neue Spieler sind da und – wie hier bereits mitgeteilt wurde – eine Reihe neuer Pläne, die das umfangreiche Ensemble „außerindianisch“ sozusagen für Gerhart Hauptmanns „Die versunkene Glocke“ und Webers „Preziosa“ einsetzen wollen.

*

Probenachmittag zwischen Busch und Fels sind seit je des Indianerspiels reizvoller Auftakt. Sonderlich, dem, der die Winnetou-Stücke der letzten Jahre verfolgt hat, erschließt sich da aus der Vielgestalt spielerischer Varianten die Fülle dramatischer Möglichkeiten Karl Mays. Wir sehen in Rathen zwar immer dieselbe Geschichte, aber jedesmal wird sie anders erzählt. Das nur so nebenbei für die, die behaupten, die „Sache“ wäre nachgerade alt geworden. Natürlich, neu ist sie nicht, aber immer noch so jung wie ihr großer Vorwurf Karl May (der übrigens im nächsten Jahre 100 Jahre jung wird).

Man kann das, wie gesagt, so oder so sehen. Warum nicht auch einmal durch die jahreszeitgemäße Sonnenbrille? Sie kann zum mindesten Lichteffekte geben, nicht unähnlich der kaleidoskopartigen Wunderscheibe, durch die man als Kind so gerne in eine wunderbar beleuchtete Welt schaute. Und wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir uns in dieser Beziehung ja so gerne etwas vormachen lassen, mindestens just so gerne, wie wir geneigt sind, uns selbst etwas vorzumachen.

So blicken wir in die Welt des Scheins mit kleinen Wunderscheiben auf der Nase (sachlich auch Sonnenbrille genannt) und empfinden den Reiz des Kaleidoskopes im wahllos aufblitzenden Szenengemisch einer bunten Winnetou-Probe.

*

Shatterhand hat einen Grislybären mit dem Messer erlegt und wenig später verpaßt er dem Schurken Santer ein Ding, daß der sich dreimal um sich selber dreht, ehe er wie ein nasser Sack zusammenfällt. „Hölle und Teufel, Jungens, der schreibt eine gute Handschrift, wenn ich mich nicht irre“, meckert Sam Hawkens Stimme dazwischen.

Sowas muß natürlich Bewegung und Farbe haben, muß sitzen – freilich ausgenommen der Kinnhaken. Wo käme man denn da hin! Und auch einen Grislybären zum Messerstechen geben die Wehlgründe natürlich nicht her. Dafür hält sich die Sonnenbrillen-Illusion der Zuschauer desto wackerer. Sie leben zwischen Marterpfahl und Büchenschuß zwei Stunden rothäutisch und westmännisch mit.

Das gilt (oder sollte doch wenigstens immer gelten) natürlich auch von den Spielern, die sich – Solisten und Statisten – im Sattel und auf weichen Mokassins in diesen Zauber hineinzubern müssen. Wenn da einer aus der Schar der Komparserie, der gerade am Vormittag aus Pirna zugereist war, sich meldete: Ich bin eine Rothaut, Herr Direktor, so liegt darin das ebenso freundliche wie emsige Vermögen dessen, der sich selbst das vorzumachen vermag, was er anderen vormachen will.

*

Manche haben sich in ihrer Rathenrolle schon bewährt: Willy Gade (Hawkens), Hildegard Jakob (Nschotschi), Karl Milling (Santer und Regie), Erich Wengefeldt (Tangua). Neue werden sich bewähren: Karlheinz Bernhardt vom Staatl. Schauspielhaus (Shatterhand), voraussichtlich Rudolf Bartsch als Winnetou, Karl Kallmann (Intschutschuna) und die indianische Tänzerin Ilonka – um nur einige Namen zu nennen von denen, die jetzt noch probeweise ihre Kräfte messen, die aber am Sonnabend, wenn das Kriegsbeil auf der Felsenbühne ausgegraben wird, mit Herz und Hand dabei sein werden.

wede.